

Zeitschrift: Bericht über das Jahr / Schweizerdeutsches Wörterbuch : Schweizerisches Idiotikon

Herausgeber: Schweizerisches Idiotikon

Band: - (1980)

Rubrik: Bericht der Redaktion über den Inhalt der Hefte 180 und 181 sowie über die 3. Auflage des Quellen- und Abkürzungsverzeichnisses

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bericht der Redaktion über den Inhalt der Hefte 180 und 181 sowie über die 3. Auflage des Quellen- und Abkürzungsverzeichnisses

Einen großen Teil des Heftes 180 nimmt die Sippe *Druck/drucke* ein. *Druck* selber ist eines jener Wörter, deren Bedeutung jedermann zu kennen glaubt. *Druck* als wirkende Kraft im physikalischen Sinn ist nicht nur nötig, um das Wasser in den Leitungen steigen zu lassen, sondern wird auch beim Essen gebraucht, um die Speisen aus der Mundhöhle in den Schlund zu befördern. *En Schluck und en Druck* ist so in unseren Mundarten als Redensart weit verbreitet, um allzu gieriges Verhalten bei Tisch zu charakterisieren. Leuten wiederum, die betrunken sind, wird etwa nachgesagt, sie hätten *Druck*; haben sie aber *Druck uf de Leitig*, dann verspüren sie ganz einfach Harndrang. Auch der Arbeitsvorgang beim Pressen von Trauben und anderen Früchten wurde und wird teilweise noch heute als *Druck* bezeichnet. Daß es dabei nicht immer mit rechten Dingen zugegangen ist, beweist eine Vorschrift aus dem Kloster Rheinau (18. Jh.): «Sollt Ihr auch Ordnung geben und verschaffen, daß von allen Trücken, so geschehen, der zehende Saum, der zehende Eimer, das zehende Viertel, bis auf die zehende Maß aus allen Standen gezen-det werde, und nicht einer oder ander, wie etwan mißbraucht worden, drey oder vier Trücke thue und dann erst von dem letzten Truck oder Standenschabeten für alle ausgezendet werde.»

Etwas weg vom rein Physikalischen führt der *Druck* oder *Händdruck* bei Begrüßung und Abschied oder als Umarmung und Liebkosung. *Er schlöt mer d'Ärmli um e Hals, git mer ... Drücki*, schildert Simon Gfeller 1911 den entsprechenden Vorgang. Weit weniger freundlich gemeint ist die folgende Spottgebärde: «N. habe ihm ein sogenanntes Trückli beim Abschied gemacht, d. h. die Zunge herausgestreckt und die Nase gedreht», wie dies ein zürcherisches Zeugnis aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts belegt. Zu Sorgen gar führt der *Druck* als Körperbeschwerde. Heinrich Pestalozzi schreibt nämlich 1769 an Anna Schultheß: «Schreibe mir auch, wie es um deine Gesundheit stehe, ob der Truk über deiner Brust und die hizigen, schweren Träume noch nicht nachgelassen.» Wer dagegen nur *Druck im Chopf* hat, verspürt einen Anflug von Kopfschmerzen. Schlimmeres, nämlich Bedrückung und Machtmißbrauch, schildert Diebold Schilling in seiner Berner Chronik: «[Die österreichi-

schen Landvögte] tribent des und anders als vil mit den biderben lüten [von Mülhausen] und tatent denen semlichen truck und trang, das si am letsten solichs ir armuot und taglichs verderben halb nit me erzugem mochtent, wann das si gar zuo mengen malen solich ir anligende not und gewaltsami denen von Bern und Solotern mit hoher clage anbrachten.»

Druck kann aber auch quantitativ aufgefaßt werden. In weiten Teilen der Schweiz versteht man darunter die Menge von Früchten oder Trester, die auf einmal gepreßt wird. Was dann aus der Presse herausläuft, wird wiederum als *Druck* bezeichnet. Doch werden hier feine Unterschiede gemacht: «Der ausgelaufene Weinmost ist süßer als der abgedruckte ... Farbe und Gärstoff sowie das Tannin erhält der Wein von den Kernen und Beeren, weshalb zum herausgelassenen noch der abgepreßte kommen muß, der *Truck*.» Auch das Instrument, mit welchem dabei gearbeitet wird, die Kelter (die Weinpresse), ist ein *Druck*. Von hier aus ist der Schritt zur Leinwandpresse und zu den Erzeugnissen der Buchdruckkunst, erneut «Drucken», nicht mehr weit.

Das zur gleichen Sippe gehörige Verb *drucke* mit allen seinen Zusammensetzungen zeigt im Material die auch aus vielen anderen Beispielen bekannte Zweiteilung unseres Sprachgebietes. Für die Bedeutung «drücken, pressen» kennen der Norden (hauptsächlich nördlich des Jurakamms) und der Osten (mit dem Kanton Zürich, ohne das Knonauer Amt) die umlautlose Form *drucke*, die anderen Gebiete dagegen (mit der Innerschweiz) die umgelaute Variante *drücke*. Das speziellere «drucken» aus dem Bereich des Buchdrucks aber kennt diese lautliche Zweiteilung nicht, sondern tritt im ganzen Gebiet nur unumgelaute auf, von einigen hier zu vernachlässigenden bernischen Ausnahmen abgesehen. Zur intransitiven (bzw. absoluten) Bedeutung «pressen, treiben» gehört z. B. das Physiologische beim Menschen, für das sich auch in älterer Zeit (Diogenes, 1550) Belege finden: «Doch ich das thon hab, do konnt ich schneller seichen dann jetz, so ich lang truckenn muoß, ehe es wölle von statt gon», beim Tier, das *trickt* (im Wallis), wenn es ein Kalb ausstoßen will, und bei den treibenden und sprießenden Pflanzen: *D'Haselstüde sind voll Chätzli; d'Widebüseli trucked scho* (in Richterswil). Zum transitiven Bereich dagegen gehört eine Gruppe von Bedeutungen, die unter dem Oberbegriff «Abdrücke herstellen» zusammengefaßt werden könnte. So werden Siegel auf Dokumente aufgedrückt: «Und ze einer warheit dirre urteil han ich min ingesigel ze rugke gedruket uf disen brief» (1345 in Solothurn), Mün-

zen geschlagen: «Des ersten, so sind der nüwen guldin achtzecherley schleg, wie dann die getruckt und ouch allenthalb außgeschickt werden, und soll ein jeder... nit höher noch anders geben und genomen werden dann umb 35 ß» (1505, Stadtrecht von Bern) und Schlüssel kopiert: «[Die «gemeinen Zusätzer» schwören 1599 in Bern ua.] die schlüssel zen toren oder heimlichen werinen, so ie etlichen vertruwet und gelassen, fromblich und erbarlich ze tragen, die niemals absächen (kopieren?) noch druken ze lassen.» Es ist dies eine kleine Auswahl aus vielen, teilweise weitverbreiteten Bedeutungen, die, gesamthaft betrachtet, Zeugnis für die ausserordentlich große «Bandbreite» dieser Sippe sind.

Beim Sachwort *Trucke* f. boten sich dem Redaktor zur Unter-
teilung seines Artikels folgende Definitionen an: 1. eigentlich, viereckiger, auch rundlicher, meist mit Deckel versehener Behälter; 2. übertragen auf andere Gegenstände; 3. als zumeist abschätzige Bezeichnung von Lebewesen. Damit haben wir drei eher breit gefaßte Oberdefinitionen, die aber nun ihrerseits eine weitere, verfeinerte Auffächerung zulassen. Als Kriterium einer solch verfeinerten Gliederung bot sich in diesem Falle der nähere Verwendungszweck einer *Trucke* an. So gelangen wir beispielsweise zu den Unterkategorien a) zur Aufbewahrung von Artikeln des täglichen Bedarfs, zum Beispiel von Eßwaren, sodann von Briefen, Urkunden, Geld und Schmuck usf., b) als Transportgebinde, Kiste, c) als Tragkiste des Wanderkrämers uä. Werfen wir vorerst einen kurzen Blick auf die unter der Ziffer 1 eingereihten Materialien. Da treffen wir auf Belege wie *i han all Trucke voll uzalt Rechnige* oder auf Redensarten vom Schlage wie *öppis i der Trucke chauffe*, d. h. etwas unbesehen kaufen, oder dann *wie zum Trückli use cho*, herausgeputzt aussehen. Wozu eine *Trucke* im Haushalt früherer Zeiten gut war und es teilweise auch sicher heute noch ist, wird vollends klar, wenn wir, wie oben erwähnt, den jeweiligen Verwendungszweck etwas genauer unter die Lupe nehmen. Wir finden darin Eßwaren, Tabak, Nähzeug, Stifte, Lumpen, Zündhölzer und dergleichen mehr. Aber auch Kleinodien und Geld, wie uns eine Stelle des Zürcher Richtebuchs aus dem Jahre 1522 unterrichtet: «Er habe uß einem truckli acht schilling gestollen, und wer in sollichem truckli mer gelts, das het er lassen liggen.» In der Soldatensprache wird mit der *Trucke* hingegen scherzhaft der Tornister benannt. Des weiteren kann eine Schublade gemeint sein, wie beim Thurgauer

Alfred Huggenberger, wenn er schreibt: *Er suecht und nüelet am offne Sekretär, zücht ei Trückli um 's ander use und stößt 's wider ie* sowie bei dem folgenden Beleg aus Glarus: *Bi der Ofestege ist jedi ober Trugge chürzer as di under*. Der Rest des Artikels bringt letztlich jene Fälle, in denen das Wort im übertragenen Sinne gebraucht wird, sei dies für Sachen, wie zum Beispiel als Bezeichnung eines Kinderschlittens, oder dann gar als abschätzige Benennung von Personen.

Die rund 175 mit *-Trucke* als Grundwort gebildeten Komposita verdeutlichen nochmals die ausserordentlich vielfältige Nutzbarkeit einer *Trucke*. So dient die *Chrage-Trucke* zur Aufbewahrung von Hemdenkragen und die *Lismer-Trucke* im glarnerischen Haslen zum Versorgen des Strickzeuges. Dagegen ist mit der *Chäs-Trucke* im Toggenburg ein viereckiges, etwa 25 cm langes und ebenso breites sowie 35 cm hohes hölzernes Gefäß mit losem Bodenbrettchen zur Herstellung von Sauerkäse gemeint. Als *Scholle-Trucke* bezeichnet man indes im St. Galler Rheintal einen hochwandigen, vierräderigen Wagen für den Torftransport und im älteren Zürichdeutschen wurde gar der Schneepflug als *Schnē-Trucke* benannt. In der *Tisch-Trucke*, d. h. in der Schublade am Eßtisch, verwahrt man wiederum Brot und Besteck. So lesen wir in einem Bericht über das Hochwasser des Rheins vom Jahre 1566: «Zuo Elliken under Rinou gieng das wasser so heftig in die hüser und stuben, daß einer ein fisch in seiner tischtrucken fienge». Abschliessend ist festzuhalten, daß wir gerade beim Artikel *Trucke* wieder einmal interessante Aufschlüsse über verschiedene, zum großen Teil heute nicht mehr gebräuchliche Sachgüter erhalten.

In der Wortsippe *trall* tritt eine Eigenart der Mundart hervor, die diese so farbig und reich erscheinen läßt: die Freude am Spiel mit den Formen und die daraus resultierende Fülle an Bezeichnungen. Ob es nur Zufall ist, daß sich diese Mannigfaltigkeit gerade bei den Bezeichnungen für den Mitmenschen zeigt, mag dahingestellt bleiben. Bei der *Tralle* und beim *Träll* ist der konkrete Ausgangspunkt, etwas rundlich Zusammengedrehtes etwa in Form einer Verwicklung des zu stark gedrehten Fadens oder eines Kotklunkers am Rindvieh, zunächst noch spürbar, wenn mit dem Wort rundliche Menschen bezeichnet werden; er verschwindet in den Bedeutungen «Schwatzbase» oder «Frau, die trödelt», bei *Tralle* und «unachtsamer Mensch», bei *Träll*. Beim *Tralli* oder *Trälli* reichen die Bedeutungsschattierungen

von «dicker, plumper Mensch» bis zu «einfältiger Schwätzer» oder gar «Taugenichts». Bei den Zusammensetzungen werden bei *Lumpe-* oder *Seifertralli* bestimmte Aspekte hervorgehoben, bei *Trüllitralli* das Grundwort variiert. Weitere spielerische Bildungen sind *Tripsträll*, *Tripstrüll*, *Tripsträpstrüll* und *Tripstrilch*, alle vier nicht sehr schmeichelhafte Titulaturen, wobei es im Einzelfall Sprecher und Hörer weitgehend überlassen bleibt, welche Nuance aus dem Bedeutungsspektrum zwischen ungeschickt und einfältig oder liederlich er dem Wort unterlegt. Ähnliches gilt für *Tralagg*, *Trallāri*, *Trallāschi* sowie *Trallāre* und *Trallēte*, wie die Definition einer Gewährsperson zu *Trallēte* zeigt: «große Weibsperson, an welcher die Größe die Hauptsache und das Beste ist, was man von ihr weiß».

Die mit dem bündnerischen *Tröl* = «Sturz, Fall» bzw. «Lagerplatz für Holz» eingeleitete Sippe umfaßt eine Reihe von Stichwörtern, deren wichtigste die Verben *tröle* und *tröle* (mit ihren vielen Zusammensetzungen) sind. Ersteres ist hauptsächlich intransitiv verwendet im Sinn von «(davon-)rollen, (hinab-, hinaus)kugeln», auch «fallen» usw., wenn z. B. bei der Ernte *d'Härd-epfel gälb und rund us em Härd vor d'Fieß trölen* (Albert Streich aus Brienz). *Tröle* und *ertröle* wird von Mensch und Tier gebraucht als «abstürzen im Gebirge»: *I hä wölle trölu, aber i hä mi grat noch cheni aneme Stüdschi hä*, an einer kleinen Staude festhalten (Bosco-Gurin), auch schon in älterer Sprache: Zwei Berner seien auf dem Heimweg von der Willisauer Messe 1680 «bei eitler Nacht an einen gar gächen Stotzrein kommen, allwo sye ertrohlet und unden über ein Felsen etwan eine Scheüer hoch hinab in die Luthern... zue Todt gefallen seyent». Im Gegensatz dazu ist *tröle* zunächst transitiv zu belegen, als «drehend bewegen» uä., so 1536: «Wann wenig saltz hie ist, das man dasselbig, es seyen zwey oder drü vaß, nit sölle ins koufhus trölen und sacken (in Säcke füllen), sondern ußschütten i die bütti und bim vierling verkoufen». Meinrad Lienert sagt, ein Mädchen sei *chugelrunds, zum Tröle*; anderseits sagt man (in Sisikon) von einer «mager veranlagten» Person, *dich chönnt me... im Anke tröle, du wurdisch nid feiß*. Recht häufig sind (oftmals an bestimmte Gegenden gebundene) Sonderbedeutungen des Verbs. Hauptsächlich bündnerisch ist «im Fahren das Fuhrwerk umwerfen» etwa bei Josef Hug: *Stärnefüfi, iez hät er schu wider 'trölt, wäg eme sone Füederli Gras* (Untervaz). Im Wallis bedeutet *tröle* was andernorts *schleike*, nämlich «bescheren», eigentlich Gaben in

die Stube werfen (was man St. Nikolaus oder dem Christkind zuschreibt): *Der Santegläis het 'trēlt*. In unsinnlicher Verwendung meint *trōle* zunächst «agieren, schlau oder unredlich handeln». «Man sagt von Advokaten, sie tröllen», wird aus dem Toggenburg gemeldet, und aus vielen Gegenden ist *trōle* als «verzögern, verschleppen (bes. mit Bezug auf einen Prozess)» bezeugt. Daran schließt die Bedeutung «prozessieren» an: *Nei Herr Fürspräch . . . mit der Gmeind tröl ich nid, ich wott e kei Prozäß* (Karl Biedermann, 1889). Besonders aus der ältern Sprache ist dann *trōle* i. S. v. «für eine Person oder Sache werben» belegt, oftmals deutlich als Ämterkauf: «Es söllendt myne herren und gmeyne burger, die ob 18 jaren allt sindt, eyne eydt schweren . . . umb alle embter, die myne herren und die burger zu besetzen hand . . . inn kheyn wys noch wäg darumb trölen oder pra(c)ticieren, weder mielt (zur Bestechung der Wähler) noch gaben, essen oder trincken geben, auch nitt verheyßen . . . » (1590, Zug). In mehr oder weniger neutralem Sinn, als «werben», «Propaganda betreiben, tw. durch Vorsprechen von Haus zu Haus» hat sich die Bedeutung (verharmlost) besonders im Kanton Zug erhalten: *Wenn mer e* (einen Kandidaten) *wend inebringe, müen(d) mer zümftig trōle*.

Zu einem Grundwort *troll*, das ungefähr dem schriftsprachlichen «drall» entspricht, ist *Trolle* oder *Trōle*, «Verwicklung im Gespinnst, unentwickelte Frucht» (usw.) gestellt, zu diesen dann (ua.) die Zusammensetzung *Winter-Trolle* oder *Winter-Trōle(r)*, eine zur Zeit der Weinlese noch unreife Traube, auch etwa *Marti(n)s-Trübe* genannt. Nach einem schlechten Zürcher Sommer heisst es, einer *lös d' Trübe z'erst d' Biremüli ab, sīn eichene Trottbäum mög die Wintertrōler nüd vertrucke* (Paul Appenzeller). Anders 1718, da «war ein so warmer und trockener Herbst, das die Wintertrolen so reiff worden wie die Trauben» (nach K. Hauser, Geschichte der Gemeinde Elgg). Auch bildlich wird das Wort verwendet, etwa wenn Johann Caspar Hofmeister 1744 «die wilde Rāb des Kilbigreuels» angreift, «auf welcher nichts als unreiffe Wintertrolen der Rauchlosigkeit und eines heydnischen Wesens wachsen».

Aus unserer ältern Sprache recht gut belegt ist *trolle* «sich fortmachen». In Pfarrer Ludwig Lavaters Schrift «von gespannten, ungehören . . . und anderen wunderbaren dingen» (1569) steht: «Rumplet er (ein Geist), so acht sines polderens unnd rumplens nichts, sonder laß in sin wyß tryben, biß daß er müed ist, so wirt er sich trollen». Und in einem Schauspiel von 1781 über die Mord-

nacht von Zürich heißt es: «Sieh . . . was für eine Tonne dahertrollt! Eine alte, runde Feldhur. Ho, ho, alte Schabrake! Troll du nur fort!» oder endlich, aus einer *Leich-Predig* aus dem 17. Jahrhundert: *Er isch synem Hauptma . . . biß in Tod nohatrollet.*

Als Zeugnis dafür, daß das Idiotikon nicht nur alten Wörtern nachhängt, mag der Artikel *Trolibus* dienen. Neben einem Zitat von 1961 (er fahre *mit em Troli hei*) sind hier Bemerkungen zur Form, zum Aufkommen und zur Verbreitung eines «Neuwortes» verzeichnet, das heute mindestens in städtischen Verhältnissen zum «Alltagsbestand» unserer Sprache gehört.

Mit dem Substantiv *Trulle* bzw. *Trülle* kann vorerst einmal einfach ein Gegenstand von rundlicher Form, z. B. eine kleine Kugel, eine Fadenspule oder in Zermatt gar ein walzenförmiges Gebäck, also ein *Schänkeli* gemeint sein. Als sogenanntes nomen instrumenti zum Verb *trülle* bezeichnet es hingegen einen um die eigene Achse sich drehenden Gegenstand, also beispielsweise eine Ackerwalze (so im Bernbiet) oder einen tonnenförmigen Kasten aus Holz, der in Klöstern als Durchreiche zwischen Klausur und profanem Bereich dient. Eine größere Zahl von Belegen gehört indes zur Bedeutung «hölzerner Käfig, auf öffentlichen Plätzen stehend, in den zur Bestrafung von Vergehen die Delinquenten eingesperrt und auch herumgedrillt wurden». Offenbar war die *Trülle* im Ancien Régime ein gern genütztes Strafmittel. So vernimmt man, daß vor gut 200 Jahren im st. gallischen Gasterland «diejenigen, die an Einbrüchen, Obs abgwünschen . . . oder an Küe mülchen angetroffen werden, man zuerst mit einer Ruten und brünenden Kerzen in Händen vor in die Kirchen stellen lassen und, so sie drüberhin mehr ergriffen wurden, als dann mit der Trüllen gebüßt werden». Unser Wort dient jedoch auch als – meist abschätzige – Bezeichnung von Frauen, insbesondere von Dirnen. Gerade in der älteren Sprache ist es in diesem Sinne gut belegt, und der folgende Passus aus Johannes Aals «Tragödia Joannis» aus dem Jahre 1549 zeigt dies recht anschaulich: «Mit huoren und mit uppigen trüllen thüend wir frouwen-wirt stets unsre hüser füllen. Hiemit wir überkumment gest». Von den Zusammensetzungen sei hier nur kurz die *Eicher-* oder *Eichhorn-Trülle* erwähnt. Dies ist ein walzenförmiges Abteil, das gerne in Eichhörnchenkäfigen angebracht wurde, und zwar so, daß das Tier leicht hineinschlüpfen und das Ganze ins Rollen bringen konnte. Wohl zu Recht bemerkte dazu schon der Berner Pfarrer Albert von Rütte: «eigentlich eine Tierquälerei».

Im Gegensatz zum Verb *dräje*, das mit seinen dazugehörigen Zusammensetzungen und Ableitungen rund 25 Spalten beanspruchte, erstreckt sich das weitgehend gleichbedeutende *trülle* nur über 10 Spalten. Das Simplex teilt sich – vom Grammatikalischen her – in eine transitive, reflexive und intransitive Gruppe. Im transitiven Bereich fächert sich die Bedeutung von «drehen» zu «etwas wickeln, winden» über «drehend formen» bis hin zu «jemanden drillen». In die erste der angeführten Bedeutungskategorien, also zu «drehen», gehören u. a. Belege wie der des Zürcher Oberländers Heiri Brändli: *'s Lisettli trüllet am Glesli und gvätterlet mit de Perlmueternöpfen am Jäggli*. Übertragen bedeutet unser Wort hingegen «etwas schlaue wenden, verdrehen», was der folgende Textausschnitt verdeutlicht: *Ir wüssed alli Fröge z' trülle nach öuerem G'schmack und Wille!* Unter der Definition «etwas wickeln, winden» finden wir sodann nebst Belegen wie *de Schnauz trülle* auch die berühmte Formel von der Herstellung des Appenzeller Käses, die bekanntlich lautet: *Appenzäller Meiteli, wie machist du der Chäs? I trüll en in e Hüdeli un trugg e mit dem Füdeli: drum ist der Chäs so räß*. Wer allerdings einmal Militärdienst geleistet hat, kennt das Wort vorab im Sinne von «jemanden drillen». *Frilig isch nit alls lustig g'si* [in fremden Diensten], *si si g'hörig 'drüllet worde und hei glī einisch uf d'Wacht müesse*, heißt es dazu bei Hans Gysin. Doch auch in der Schule oder zu Hause wird man manchmal gedrillt. Dies veranlaßte schon Gotthelf zur Bemerkung: «Daher lernten die Kinder, die zu Hause nicht getrüllet würden, in der Schule auf höchst langsame Weise lesen». Aus den zu *trülle* belegten Komposita und Ableitungen sollen noch zwei Beispiele – sozusagen als Kostproben – herausgegriffen werden. Erstens das in der älteren Sprache bezeugte Partizip *ab-trüllig*, d. h. «abtrünnig» wie aus dem folgenden Zitat des St. Galler Reformators und Humanisten Vadian schön zu ersehen ist: «(St. Gallus u. St. Othmar) hettend abt Uolrichen aus der zal irer jungern außgeschlossen und als einen abtrülligen verstoßen». Zweitens das Substantiv *Trips-Trüll*, das entweder für einen trägen, langsamen Kerl oder für dessen Gegenteil, nämlich einen lebhaften Menschen verwendet wird. Und wer gar mit der Redensart *der isch ja vo Trips-Trüll* bedacht wird, weiß, daß er alles andere als ein Kompliment empfangen hat.

Jost Winteler erwähnt in seiner nachmals berühmten Leipziger Dissertation (1876) über die Kerenzer Mundart im Kanton Glarus *Trämi* n. «Schusterzwirn» und *Trämi* n. «Balken» und fügt

hinzu, es handle sich um zwei verschiedene Wörter, das erste zu althochdeutsch *drum* «Ende, Endstück», das zweite zu mittelhochdeutsch *drāme* «Balken, Riegel» gehörend. Dasselbe gilt entsprechend für die beiden Wörter *Trīmi* im Sarganserland. Ähnlich kennt man in St. Gallen und im Appenzellerland *Trōmm* «Käsefaden» und *Trōmm* «Balken», zwei lautlich gleiche (homophone) Wörter, das erste allerdings sächlichen, das zweite männlichen Geschlechts, beide durch den langen Vokal von *Tromm* m. «Traum» geschieden.

Die Zuweisung solcher gleich oder ähnlich lautender Wörter auf die richtigen Stichwörter des Wörterbuchs – das Idiotikon deutet ja zwar die lokale oder regionale Lautform an, stellt aber die Wörter nach ihrer Herkunft und Verwandtschaft zusammen – war für die Redaktoren ein schwieriges Geschäft. So war glarnerisches *Trāmi* «Balken» und sarganserländisches *Trīmi* «Balken» (beide mit altem Langvokal) von der Bedeutung her trotz heutiger lautlicher Verschiedenheit zusammenzunehmen, ebenso *Trāmi* und *Trīmi* in der Bedeutung «Zwirnstück» (mit jungem Langvokal), oder es war der Beleg «uf das trā» (im Bauodel der Zuger St. Oswaldkirche von 1478/86) unter *Ge-trām* «Gebälk» einzuordnen. Es ergaben sich dann die Wortfamilien *der Trām/Trōm* oder *der Trāme/Trōme/Trūme* in der Bedeutung «Balken», verwandt mit gleichbedeutendem *das Trām/Trēm/Trīm* und *Trāmi/Trīmi* sowie *Getrām* bzw. *das 'Trām/Trōm* und *'Trämt/Trömt/Trümt* «Gebälk», je mit Zusammensetzungen, sodann, im Ablautsverhältnis verwandt, *der Trämel/Tremel/Trömel/Trimel* «Baumstamm, Rundholz» und *das Trom/Tram/Trum/Trome/Trāmi* «Ende, Abschnitt» (mit urspr. kurzem, heute meist gedehntem Vokal), schließlich in derselben Bedeutung *das* oder *der Traum/Troum/Trūm* in den Kantonen Bern und Graubünden. Der Benützer unseres Wörterbuchs kann also ein gesuchtes Wort nicht immer unter der Lautform seiner eigenen Mundart oder archivalischen Quelle finden, sondern muß es allenfalls unter einer allgem. (sprachgeschichtlich älteren) Stichform suchen, z. B. «Hauptdromen» (1747, Stein a. Rh.) unter *Haupt-Trām* oder *Cherrtrōm* (Thurgau) unter *Chäller-Ge-trām*.

Die meisten der genannten Wörter sind nicht nur in vielen Dialekten, sondern auch in der ältern Schriftsprache, teilweise seit dem Hochmittelalter, bezeugt, z. B. «ein tremil» in der Engelberger Benediktinerregel des 13. Jahrhunderts, «trame» als Übersetzung des lateinischen *trabs* im *Vocabularius optimus* aus dem 14. Jh. oder im biblischen Gleichnis vom Balken im

Auge (bzw. mit Bezug darauf): «tran» in den Statuten für die Lazaritenklöster 1314/21, «seine eigene Balcken, Blöcker und Trämmer» in einer Predigt des Zürcher Theologen J. J. Ulrich 1727/31, ferner in einem Werkvertrag von 1412: «(Auch soll der Werkmeister) machen ein koufhus ze Olten, 40 schuohe wite zuo allen orten (Seiten), mit guoten eichin swellen und eime geträme und sülen dazuo notdurftig» oder in einer schönen Schilderung des Luzerner Volkskundlers Renward Cysat (um 1600): «Allein das man ettwan Sommer Zytts abends zue angender Nacht ettwas Füwrigs, glych einem großen vierfüeßigen Thier oder Wurm oder einem brünnenden Träm oder Balcken, von disem Berg (Pilatus) dannen in einen andern nächstgelegenen Berg, die Rigi genannt, schießen sehen.» Das Wort *Trämel*, das in unsern Mundarten hauptsächlich «gefällter und entasteter Baumstamm, verwendet als Dammholz, Brückenbaum, Wandholz» bedeutet und in diesem Sinn schon 1292 im Zürcher Stadtbuch vorkommt («an tremeln, an langhölzern, an raven, an laden, an schindelen, an schyen, an steken»), ist - wie heute noch an einzelnen Orten - im 14.-17. Jahrhundert hauptsächlich in Zürich auch (als «trembel, trempel») in der Bedeutung «Bengel, Knüppel» bezeugt, z. B.: «Es klaget A. uff B., daß er im frefenlich nachluf mit einem trembel und yn jegt und ym ouch den bengel nachwarf» (1389). In übertragener Bedeutung bezeichnet *Trämel* heute auch einen «wohlbeleibten, plumpen, auch trägen Menschen» oder «eine liederliche Person», in den Kantonen Aargau und Luzern auch die «Brutbiene, Drohne», wobei sich die Frage stellt, wie sich das Wort in dieser Bedeutung nach der Herkunft zum sinngleichen *Träne* stelle. - Das oben schon erwähnte, lautlich vielfältige Wort *Trom* bezeichnet zunächst und wohl ursprünglich «Ende» (so schon um 1300 bei Reinfried), dann «Bruchstück» (entsprechen neuhochdeutsch *Trümmer*) bzw., entsprechend dem alpinen Verb *trome*, «(ab)schneiden», einen «Holzabschnitt», hauptsächlich aber «End- oder Anfangsstück eines Fadens, Seiles usw.», auch «Stück Faden, Seil», «Strang», häufig in bildlichen Redensarten wie *d's Trom finde, ergriffe, verliere, üfnä* (auch den Gesprächsfaden); gut ist, wenn Eheleute am *glīche Trom zie*, ungeschickt, wenn man *am lätze Trom ischt*; *an eim Trom* bedeutet schließlich «in einem Zuge, ohne Unterbrechung». Zur selben Wortfamilie gehört auch das merkwürdige *tromsig(s)*, *tromsis*, *tromis*, eigentlich *tromwīs* «quer» (z. B. *z tromsig luege*, «scheel dreinschauen oder schielen» in Guggisberg), auch «verkehrt, schief», z. B. *e ztromsigi Wält* (Murten).

Nicht verwandt mit den genannten Wörtern der Gruppe *tr-m* sind *Trame* «farbiger Streifen längs der Webekante» im Wallis (Lehnwort), *das Tram*, älter *der Tram*, mattenenglisch *Trämel* «Straßenbahn», älter *Trambei* oder *Tramwei* (aus französisch oder englisch *tramway*), ein weiteres *Trämel* (mit den Nebenformen *Trämbel* und *Trämpel*) in der Bedeutung «Lippe, Maul, Hängemaul» in der Nordwestschweiz, schließlich *Traum/Tröm/Trom/Trüm* wie neuhochdeutsch *Traum*.

Jeder Berner kennt den sogenannten Berner Marsch mit dem Eingang *Träm träm trärididi* (oder ähnlich). *Träm* ist die sprachliche Untermalung der Melodie, die vielleicht recht alt ist, aber erst 1843 als «Solothurner Marsch» aufgezeichnet wurde; der Text ist in mehreren Varianten erst etwa 1855 faßbar, der Verfasser bis jetzt nicht bekannt.

Zum Schluß unseres knappen Einblicks in die beiden zuletzt veröffentlichten Hefte seien noch zwei besonders eigenartige Wörter erwähnt: Das Verb *trimächte* (mit Varianten *tra-*, *trä-*, *tre-*, *tru-*, *dreimächte*), vom Appenzellerland über Glarus, Uri ins Berner Oberland, Wallis und Freiburgische verbreitet, mit den Bedeutungen einerseits «schwer atmen, seufzen, stöhnen», anderseits «anhaltend bitten, nötigen», außerschweizerisch nicht bezeugt, wohl eine alte, verdunkelte Zusammensetzung, und *Trimelle*, der Aufsatz bei der Kornmühle («Mühletrichter»), bei der Getreide-Putzmaschine und bei der Obstmühle, lautlich mannigfaltig, bis zu *Ramelle* und *Tromele* entstellt, ein sehr altes Lehnwort, bei uns seit 1358 bezeugt, wohl schon von den Walsern nach Graubünden mitgetragen.

Neben Heft 181 ist als Sonderlieferung im anderthalbfachen Umfang die dritte Auflage des «Quellen- und Abkürzungsverzeichnisses» erschienen, des unentbehrlichen Hilfsmittels für den Benutzer des Idiotikons. Die rund 2000 Titel, die seit 1951 neu hinzugekommen sind, ließen das bisherige Quellenverzeichnis zunehmend veralten. Ein Ersatz drängte sich also auf.

Schon vor Beginn der eigentlichen Redaktionsarbeiten war deutlich geworden, daß man sich nicht darauf beschränken durfte, die neuen Siglen (Titelabkürzungen) dem bisherigen Bestand beizufügen und das Werk im übrigen unverändert zu lassen. Es mußte vielmehr darum gehen, zusätzliche Angaben miteinzubauen, um den Wert des Quellenverzeichnisses als

Informationsmittel zu erhöhen. Man bemühte sich daher, in Form von Kurzbiographien Angaben zur Person und Mundart jener Autoren und Gewährsleute zu machen, die für das Wörterbuch von besonderer Bedeutung sind. Damit sollte es dem Leser möglich sein, eine Gewährsperson örtlich, zeitlich und sozial einzuordnen und auf diese Weise den Wert von Belegen, die mit dem entsprechenden Namen verbunden sind, besser zu gewichten. Die Datierung wiederum ist insofern hilfreich, als es bei der Dauer des Werkes wichtig ist, feststellen zu können, für welchen Zeitraum ein Zeugnis repräsentativ ist. Übrigens war es bei verschiedenen Gewährsleuten gar nicht so einfach, auch nur Angaben zum Geburts- und Todesjahr zu erhalten, von weiteren Informationen wie Beruf, politischen Ämtern usw. ganz zu schweigen. Einwohnerkontrollen, Zivilstands- und Pfarrämter haben hier wesentlich dazu beigetragen, daß die im Laufe der Zeit bereits undeutlich gewordenen Spuren doch noch einigermaßen festgehalten werden konnten.

Beim vorliegenden Band handelt es sich um eine echte Neuauflage, wurden doch nicht nur die neuen Materialien, sondern auch die bisherigen Titel am Original überprüft. Grundsätzlich galt dabei die Regel, Titel buchstabengetreu, ohne Konzession an die gegenwärtig gültige Schreibweise, zu übernehmen und so ausführlich zu zitieren, daß der Leser alle nötigen Angaben erhält. Auch dabei stießen wir sehr rasch an bestimmte Grenzen, da Verschiedenes, was noch im letzten Jahrhundert als bekannt vorausgesetzt werden durfte (z. B. Flugschriften), heute, weil verschollen, nicht mehr überprüfbar ist. Was bleibt, ist dann ein Titel im Quellenverzeichnis, der auf ein in den ersten Bänden vielleicht mehrfach zitiertes Werk hinweist. Möglicherweise findet der Leser dieses oder jenes, was der Redaktion im Laufe der Arbeit entgangen ist. Allfällige Hinweise und Korrekturen würden uns sehr freuen, dies besonders im Hinblick auf die letzte Auflage des Quellenverzeichnisses, die nach Abschluß des Gesamtwerkes erscheinen soll.

An weiteren Hilfsmitteln sind in der Neuauflage enthalten: ein ergänztes Verzeichnis der abgekürzten Ortsbezeichnungen, ein Verzeichnis der allgemeinen und terminologischen Abkürzungen, das, erstmals beigelegt, Aufschluß über so rätselhafte Abkürzungen wie «u.o.» oder «sc.» gibt, und, ebenfalls neu, eine Übersichtskarte, die dem Leser eine erste Orientierung bietet, indem auf ihr neben den Kantonsbezeichnungen und vielen Einzelorten auch größere und kleinere Landschaften aufgeführt

sind. Eine Anleitung zum Auffinden der Wörter vervollständigt den Apparat.

Dieses nun ergänzte, überprüfte und verfeinerte Hilfsmittel kann als Repertorium zur Literatur der deutschsprachigen Schweiz dienen. Es enthält aber, dies als Einschränkung, nur jene Materialien, die im Wörterbuch verarbeitet sind. Vollständige Werkverzeichnis einzelner Autoren fehlen daher meist, da es seit jeher die Praxis der Redaktion war, immer nur ausgewählte Werke der einzelnen Verfasser in das Gesamtmaterial einzubauen. Dasselbe gilt für die zitierte Fachliteratur, die zwar einen guten Überblick über die wichtigeren Forschungsarbeiten der letzten hundert Jahre auf dem Gebiet des Schweizerdeutschen gibt, niemals aber vollständig sein kann. Wer in dieser Hinsicht weitere Informationen wünscht, sei auf die entsprechenden Fachbibliographien verwiesen.

Quellenverzeichnisse und Bibliographien zu erstellen, gehört nicht zu den besonders gesuchten wissenschaftlichen Arbeiten. Die Materie ist trocken, die sogenannten Erfolgserlebnisse sind nicht allzu zahlreich, und Fehlerquellen gibt es viele. Umso mehr freut es die Redaktion, feststellen zu können, daß ihre zeitweiligen Mitarbeiter Jan Haltmar, Brigitte Lambrecht und Danuta Uhlig gute Arbeit geleistet haben.